

# Vom Kochertal zum Taubergrund

*Die Identität der Hohenloher Franken*

## Vorbemerkung

Wir müssen uns gleich zu Beginn klarmachen: Die Beschreibung einzelner Menschen und Menschengruppen ist nicht bloß ein objektiver Vorgang, gewissermaßen eine Fotografie der Wirklichkeit mit Worten. So wie Fotografien lügen können, nämlich schönen oder verfälschen durch Veränderung des Blickwinkels, so beeinflußt die jeweilige Perspektive sogar wissenschaftliche Untersuchungen. Es kann sich dabei um einen persönlichen Blickpunkt handeln, aber auch um die Sichtweise einer bestimmten Zeit oder Gesellschaft.

Es überrascht daher nicht, daß auch die Hohenloher ganz verschieden beurteilt wurden und werden. So sah etwa der Kupferzeller Pfarrer Mayer in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts seine Landsleute recht positiv. Und er hatte Grund dazu. Denn sie übernahmen erfolgreich seine landwirtschaftlichen Reformvorschläge.

Rund zwei Generationen nach Mayer urteilte zu Beginn des 19. Jahrhunderts der geistreiche Langenburger Philisoph Karl Julius Weber immer noch wohlwollend kritisch über die Hohenloher. Aber er wurde vergessen, und seine Vorstellungen wurden verdrängt durch das teilweise negative Bild, das die altwürttembergischen Schwaben nach der Okkupation von den Hohenloher Franken entwarfen. Dieses Bild hielt sich bis weit ins 20. Jahrhundert, zum Teil bis heute. Ein Zitat aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts soll das deutlich machen. In dem Buch „Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz“ von Adolf Rentschler kann man folgendes lesen: „Es liegt eine erschütternde Tragik in der Familiengeschichte des Reformators. Das edle Brenzblut erstickte auf der einen männlichen Linie ... schon beim Enkel ... trotz äußerem Glanz in widerlichem Familiendunkel, geistiger Mittelmäßigkeit (Streitsucht

und Fleischeslust) im Jahre 1629 und auf der anderen Linie ... beim 4. Glied in gesundheitlicher und wirtschaftlicher Verkümmерung im Haller Armenspital um 1700. Dieser jähre Absturz ist zum Teil wohl auf den fränkischen Einschlag in des Brenz Naturanlage zurückzuführen, der für seine Nachkommen durch seine zweimalige Verbindung mit hällischem Blut noch verstärkt wurde.“<sup>1)</sup>

Dies ist kein Zitat aus einem Nazibuch. Es stammt aus dem Jahr 1921 und von einem Pfarrer, der, obwohl Wissenschaftler, unreflektiert die damals in Württemberg verbreiteten Vorbehalte gegen die Franken übernahm: Sie seien blutmäßig minderwertig und zeichneten sich deshalb negativ aus durch Dünkel, „geistige Mittelmäßigkeit“, „sittliche Minderwertigkeit“ und „Fleischeslust“, also sexuelle Hemmungslosigkeit. Das mußte notwendigerweise zu „gesundheitlicher und wirtschaftlicher Verkümmerung“ führen.

Gegen dieses Bild der Hohenloher war auch der viel gelesene Wilhelm Schrader mit seinem humorvollen und gewitzten Revierförster Gäwele machtlos. Man freute sich an seinen Erzählungen und blieb bei den alten Überzeugungen. Erst Manfred Wankmüller hat mit seinen „Schlitzohrigen Geschichten“ das überkommene Bild des Hohenloher verändert. Seine Menschen sind schlitzohrige Lebenskünstler, die allerdings nie tiefe Krisen durchleiden müssen. Pointiert witzig stellt er seine Hohenloher der altwürttembergischen Verketzerung entgegen. Doch er zeichnet sie bewußt einseitig. Schlitzohrigkeit ist das neue Markenzeichen.

## Die Hohenloher

Wer und wie sind die Hohenloher wirklich? Ich wage nach langer Vorarbeit eine einigermaßen abgesicherte Antwort. Vollständig ist sie nicht, schon wegen der räumlichen Begrenzung dieser Veröffentlichung. Ganze Themenkreise müssen wegbleiben.

Daß Völker und Stämme beschrieben und charakterisiert werden, ist eine alte Sache. Wir Deutschen neigen dazu, dies blutmäßig zu behandeln, also gewissermaßen als angeborene Besonderheit bestimmter nah verwandter Menschengruppen in Stamm und Volk. Darüber vergessen wir oft unsere geschichtliche Prägung. Und die ist entscheidend. Auch die Eigenart der Hohenloher ist durch ihre Erfahrung und ihr Schicksal im Lauf der Geschichte bestimmt worden. Denn sie sind kein ursprünglicher Stamm. Sie gehören zwar zu den Ostfranken, sind aber wie alle Mitteleuropäer ein Völkergemisch.

Der schon erwähnte Karl Julius Weberschrieb 1834 in einem Reisebericht folgendes über Hohenlohe: „Das Fürstentum Hohenlohe, das beinahe ein Drittel des Jagstkreises bildet, ist einer der schönsten Edelsteine in Württembergs Krone, ein Ländchen, das alles aufzuweisen hat, was man sich billiger Weise wünschen mag. Es ist ein schönes Hügelland mit malerischen Tälern, auf der Sommerseite stundenlange Weinberge, auf der Winterseite fruchtbare Ackerfelder und auf den Höhen herrliche Waldungen ... Feldbau und Viehzucht stehen hoch. Die Bevölkerung ist ansehnlich, 80.000 Seelen, biedere joviale Menschen, deren Sprache mehr fränkisch als schwäbisch ist, und hübschen Schlages“.<sup>2)</sup>

Was heute als Hohenlohe bezeichnet wird, meint nicht nur das hier angesprochene frühere Fürstentum, sondern den gesamten Kulturrund Sprachraum. Dies Gebiet war weder politisch noch religiös eine Einheit. Den Namen und einen Teil des Territoriums brachten die verschiedenen Linien des Fürstenhauses Hohenlohe ein. Dazu kamen Besitzungen der Markgrafen von Ansbach, ferner der Schenken von Limpurg, des Deutschen Ordens und außerdem reichsstädtische, geistliche und ritterschaftliche Gebiete. Deshalb bestimmten oft geschichtlich gewachsene Abneigungen das Bewußtsein. Die Haller Dovelich mochten die Crailsheimer Horaffen nicht leiden und umgekehrt. Die Vorbehalte der Öhringer gegen die Reichsstädter wurden sogar literarisch formuliert. Wilhelm Schrader läßt einen Vater seinen heiratsfähigen Sohn warnen: „E Hällische tät i, wenn's sei kou, net nemme, da Mueter isch aa aus'm Hällische g'weh,

i maan, 's sai net der richtich Schlooch forr uns“.<sup>3)</sup>

Die Mergentheimer, um sie nicht zu vergessen, verhalten sich hohenlohisch konform. Auch die fühlen sich natürlich als etwas Besonderes wie die anderen auch. Sie zählen sich zu den Tauberfranken. Die traditionelle Bauweise und die katholische Prägung sind tatsächlich anders als auf der Hohenloher Ebene. Dazu kam der Einfluß des Kurbads, was zwangsläufig zu einer gewissen Weltöffnenheit führte. Und fast den ganzen Fluß entlang wird, anders als an Kocher und Jagst, Wein angebaut. Das prägt die Menschen genauso wie die schöne Landschaft. Die brachte sogar Altwürttemberger ins Schwärmen.<sup>4)</sup>

Man darf darüber nicht vergessen, daß das Taubertal weder politisch noch sprachlich eine Einheit war. Die Aufteilung zwischen Baden, Württemberg und Bayern bei der Mediatisierung und Säkularisierung verfestigte nur, was vorher schon trennend wirkte. Der größte Teil des Taubergrunds fiel damals an Württemberg. Nach ihrer Mundart sind seine Bewohner fast ausschließlich Südostfranken, also Hohenloher. Auch dynastisch gehörte das Mergentheimer Stadtgebiet den Hohenlohern, ehe es im 13. Jahrhundert als Schenkung an den Deutschen Orden kam. Weitere Orte des württembergischen Taubergrunds waren einmal beziehungsweise blieben bis zur Mediatisierung ganz oder teilweise Besitz des Hauses Hohenlohe.<sup>5)</sup>

Wie die meisten Menschen des Taubergrundes sind auch die eingesessenen Mergentheimer reine Hohenloher (osthohenlohische Is-länder). Sie unterschieden sich in der Mundart deutlich von Rothenburg, noch deutlicher von Tauberbischofsheim. Ganz zu schweigen vom Mainfränkischen, das man im bayerischen Röttingen hört und vor einigen Jahrzehnten auch noch in Laudenbach hören konnte.

Im übrigen hat der Norden von Neuwürttemberg sprachlich das gleiche Schicksal erlebt wie das restliche Hohenlohe. Als der Volkskundler Riehl 1865 das Taubertal durchwanderte, bemerkte er bereits die Veränderung durch die schwäbischen Honoratioren: „Zu Weikersheim und Mergentheim spricht

man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirtshäuser und gut schwäbisch im Herrenstüble, wo die Beamten sitzen“<sup>6</sup>.

Mit der sprachlichen Schwäbisierung hat sich manche württembergische Denk- und Verhaltensweise ausgebreitet. Dennoch blieben im Taubertal jene fränkischen Eigenheiten lebendig, die von den altwürttembergischen Schwaben in der Literatur und den Oberamtsbeschreibungen als für ganz Hohenlohe typisch genannt werden. Dazu gehört auch das bäuerliche Erbrecht. Ich habe nicht zufällig vor einem halben Jahrhundert in Mergentheim begriffen, daß ich ein Hohenloher bin. Und in Mergentheim habe ich erstmals das kommunalpolitische Wahlverhalten der Hohenloher kennengelernt, ehe ich es in Hall und Crailsheim studieren konnte. Es läßt sich sicher nicht monokausal erklären. Aber eine gewisse Unberechenbarkeit der sonst überlegten Hohenloher hängt mit ihrer Empfindlichkeit, ihrem Selbstwertgefühl zusammen. Wir werden später noch darauf zu sprechen kommen.

Tauberfranken war keine historische und mentale Einheit und ist es auch heute nicht. Die Mergentheimer fahren zwar gerne tauberaufwärts bis Rothenburg. Um 1970 entstand sogar durch Privatpersonen ein fränkisch-hohenlohischer Kulturkreis, an dem nebst Mergentheim und Rothenburg fast alle Hohenloher Städte Interesse zeigten. Die Badener Tauberfranken wurden nie eingeladen, nahmen die Sache auch nicht zur Kenntnis, obwohl hohenlohische und bayerische Zeitungen sich beteiligten und darüber berichteten. So dicht waren damals noch die mundartlichen und ehemals staatlichen Grenzen.

Das alles hat nicht nur sprachliche und politische Ursachen. Es liegt ebenso an den Verkehrswegen. Sowohl die großen Eisenbahnlinien als auch die großen Straßen folgen nicht dem Tal, sondern schneiden es. Schon Riehl weist darauf hin: „Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Grenzen durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab

zu sich herüberzog ... So führten die großen Straßen von alters her zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt nicht durch das Tal“<sup>7</sup>.

Als Folge dieser Zerteilung des Taubertals entstanden mit den herrschaftlichen und mundartlichen Grenzen auch Grenzen der Mentalität. Daß z. B. die Mergentheimer sich von ihren badischen Nachbarn distanzierten, erfuhr in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts jeder Fahrschüler. Tröstend verwies man ihn auf das Nummerschild MGH: mit Gottes Hilfe. Vor den Tauberbischofsheimern freilich solle man sich auf der Straße sehr in acht nehmen. Denn die seien unberechenbar. Schon das Nummerschild TBB weise darauf hin: total blöde Bevölkerung. Deshalb kämpften die Mergentheimer bei der Gebietsreform vor 30 Jahren leidenschaftlich um den Erhalt ihres Kreissitzes, unter anderem mit dem Aufkleber „I like MGH“. Sprachlich ließ der nichts Hohenlohisches mehr anklingen, sondern wies mit seiner englischen Werbeform eher in die Zukunft. Da die badischen Tauberfranken damals dem Regierungsbezirk Stuttgart zugeschlagen wurden, mußten auch sie auf alte Bindungen verzichten und werden allmählich den hauptstädtischen Assimulationsdruck spüren, den die Mergentheimer schon rund 200 Jahre kennen. So kann man hoffen, daß eines Tages der neue Main-Tauber-Kreis nicht nur in den Köpfen, sondern auch in den Herzen zusammenwächst.

Wir haben uns die Situation im Taubertal etwas genauer angesehen. Nicht nur dort, sondern in ganz Hohenlohe spürt man die Nachwirkungen der ehemaligen Kleinstaaten. Dazu kommen konfessionelle Gegensätze. So ist es verständlich, daß vormals eher das Trennende als das Verbindende ins Auge fiel. Das Gemeinsame wurde von außen aufgezwungen durch die Mediatisierung und Säkularisierung. Der Württemberger Staat verbot zunächst den Namen Hohenlohe, bezeichnete die neu erworbenen Gebiete als württembergisch Franken und klammerte damit die bayerisch gewordenen Teile Hohenlohes aus. Die Bayern schlossen ihrerseits die Grenze, indem sie alles auf München zentrierten.

Das Hohenloher Territorium war nicht nach Süden orientiert. Stuttgart lag hinterm Wald und München weit weg. Der Mundartspre-

cher fährt noch heute „nach Schduegerd hinter“. Selbst im südlich gelegenen Hall verließen die Wege von Politik und Handel wie die zu Studium, Eheschließungen und Einbürgerungen vor allem über Öhringen und Heilbronn nach Heidelberg, über Mergentheim nach Würzburg und über Crailsheim und Rothenburg nach Ansbach und Nürnberg und umgekehrt.<sup>8)</sup>

Was man bei der Reichsstadt Hall festgestellt hat, gilt für ganz Hohenlohe, besonders für Mergentheim mit der geographischen Nähe zu und seiner historischen und religiösen Bindung an Würzburg. Im Taubertal hörte ich vor Jahrzehnten erstmals den distanzierenden Ausdruck „Würstlesberger“ für die Württemberger. Nicht nur für Katholiken liegt Stuttgart weit weg. Auch Protestanten fahren nach Würzburg ins Theater, zu Konzerten und zum Einkaufen. An den verkaufsoffenen Sonntagen vor Weihnachten hört man den hohenlohischen Dialekt in allen großen Geschäften der Mainstadt. So hat der alte Bischofssitz auch der Hohenloher immer noch seine Anziehungskraft. Die offensichtliche Abschottung persönlicher, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Art gegen Württemberg muß Ursachen gehabt haben, besonders aber Folgen, und nicht nur für die Mundart, sondern auch für das private und öffentliche Verhalten. Der ähnliche landschaftliche Lebensraum, die bäuerliche Struktur und das Fehlen großer Städte wirkten in die gleiche Richtung. So konnte sich im hohenlohischen Sprachraum mit lauter politisch schwachen Kleinstaaten unter ähnlichen Bedingungen ein eigenes Bewußtsein herausbilden.

Aber es dauerte lange, bis dieses zur eigenen Sprache fand. Die Region empfand sich ja selbst nicht als Einheit. Und die Württemberger hatten, wie schon erwähnt, sogar den offiziellen Gebrauch des Wortes Hohenlohe verboten. Erst 1874 tauchte der Begriff im Statistischen Jahrbuch wieder auf, und zwar nicht dynastisch, sondern als geographisch-statistische Größe, aber tatsächlich etwa im Umfang des Kultur- und Sprachraums, den wir heute als Hohenlohe bezeichnen.

Hohenlohe selbst artikulierte sich nach der württembergischen Annexion, wenn wir Karl Julius Weber beiseite lassen, erstmals vor gut

100 Jahren durch den Neuensteiner Wilhelm Schrader, den geistigen Vater des „alten Gäwele“. Als Fürst Chlodwig von Schillingsfürst 1894 Reichskanzler wurde, während Fürst Hermann von Langenburg Statthalter des Reichslandes Elsaß-Lothringen war, dichtete er folgende Verse:

*„Juweln soll hait iwerohl  
Vun Hallbrunn bis Merchedohl  
E jede Fraa und jeder Mou,  
Wu Hohelohisch schwätzke kou ...  
Herrgott wie stäht des Hoheloh  
Jetzt in dem ganze Weltall do!  
Färscht Chlodwich, der isch Bismarck worde,  
Kriecht noch de schwarze Adlerorde,  
Raichskanzler isch er, sell isch wohr,  
E Held mit fünfesiebzich Johr.  
Färscht Hermann, der isch aa net wennich,  
Im Raichsland driwe Vizekönich,  
Statthalter jetz und General;  
Und der Prinz Gustav Kardinal.  
Im Staat, im Raich und in der Kerch  
Isch Schillingsfärscht und Langeberch  
Vorr alle andern owe drou;  
Des fraat doch jede rechte Mou.  
Wenn sou die Hohenloher sieche,  
Nô miesse m'r en Krattel krieche.  
Dô Exzellenz, dort Eminenz  
Und iwerohl Intellichenz!  
Sou was gäht aam dorch Mark und Baan  
In Mazzebach und Naiestaan“.<sup>9)</sup>*

### *Was verrät die Mundart über die Hohenloher?*

Sie haben eben die Mundart gelesen, an der man die Hohenloher erkennt, obwohl sie historisch von ganz verschiedenen Herrschaften stammen. Es ist das Südostfränkische, wie die Sprachwissenschaftler sagen. Verrät uns dieser Dialekt schon etwas über die Menschen?

Wenn das Bewußtsein die Sprache prägt, dann kann man aus der Mundart auch Besonderheiten der Sprecher ablesen. Mit der Untersuchung von Sprichwörtern und Redewendungen versuchen wir eine erste Annäherung an die Hohenloher. Fremde bemerken eher Typisches als die Einheimischen. Ihnen fiel und fällt besonders die Vorsicht auf, mit welcher der eigentlich gesprächige Hohenloher seine Meinung zurückhalten kann. „I will

nix gsochd hoo“, fügt er als Absicherung einer vielleicht schon zu offenen Aussage an, wenn er nicht bereits sein Schweigen vorweg ankündigt: „I sooch ned sou un soch ned sou. Noa kou kaaner soocha, i heb sou gsochd oder sou“. Ein gereimtes Sprichwort liefert die Begründung für diese Zurückhaltung:

*Wechem Denka  
kou mer aan ned henka,  
awwer wechem Soocha  
s Maul reechd verschloocha.*

Absichern kann man sich auch mit Höflichkeit. Natürlich kennt der Hohenloher Grobheiten wie andere Menschen, aber auch viele Formeln der Höflichkeit. „Nix fer uuguad“, beginnt er, wenn etwas Unangenehmes gesagt werden muß. Und mit „s wär ned nädich“ spielt er auch den verdienten Dank herunter.

Typisch hohenlohisch ist das uneigentliche Sprechen, das „verbliamelde“, also das durch die Blume. Die Wahrheit wird indirekt gesagt oder in einem Bild versteckt. Statt „verprügeln“ heißt es „da Buggel ooschdaawa“ (den Rücken abstauben). Als eine Bäuerin, die zwei Buben für ihre Ferienarbeit auf dem Hof abendlich Eier zu geben pflegt, dies eines Tages vergißt, sagt der Schwabe direkt: „Ihr hend mir meine Oier ned gäba“. Der Hohenloher dagegen fragt: „Leicha aier Hiher nimme?“ Er verlagert die Schuld für das Versäumte scheinbar von der Bäuerin auf die Hühner, und statt einer Forderung stellt er bloß eine Frage.

Die Hohenloher lieben es also nicht, mit der Tür ins Haus zu fallen. Sie trauen aber dem Angeredeten so viel Intelligenz zu, daß dieser trotzdem begreift, was gemeint ist. Die indirekte Redeweise verkauft also den Mitmenschen nicht für dumm, sondern setzt dessen Klugheit voraus. Das erfordert freilich ein differenziertes Sprachgefühl sowie intellektuelle Wachheit bei Sprecher und Hörer. Obendrein verletzt man das Gegenüber nicht, weil die Freude an der Pointe auch einem Affront die Spitze nimmt. So klingt selbst ein Hohenloher Rausschmiß noch lustig: „Fraa, mach d Fenschder uff un laß frische Luufd rei, i glaab, unser Gäschd wella haamgeahna“. Alle Oberamtsbeschreibungen bestätigen diese Sprachgewandtheit.

So wie die Hohenloher mit der indirekten Sprechweise vermeidbare Konflikte umgehen, suchen sie auch sonst gern den Ausgleich. Der Schwabe pflegt seine Meinung eher unverblümmt zu sagen und macht dann begütigend gut Wetter durch den Nachsatz: „Deshalb sagd mer's im guada“. Damit nimmt er kein Wort von seiner Aussage zurück. Er besteht nach wie vor und ohne Selbstzweifel auf seiner Überzeugung. Selbst die Härte, mit der er sie formuliert hat, bedauert er nicht. Er stellt sie nur ins rechte Licht als ein Zeichen des guten Willens. Der Angesprochene soll gefälligst dankbar sein, daß ihm jemand ein Licht aufgesteckt hat und zur Wahrheit verhilft.

Dem Hohenloher ist diese moralische Selbstsicherheit nicht geheuer. Ihm sind in der Nacht alle Katzen grau. Deshalb neigt er mehr zu Verbindlichkeit und Ausgleich, zu realitätsbezogenem Maß. Radikale Lösungen sind nicht von vornherein seine Sache. „Joa ned glei wechschmeiße, nor neewanou lahna“ (ja nicht gleich wegwerfen, nur nebenhin lehnen), ist seine Devise, weil man nie sicher weiß, was noch kommt: „Mer muß ka driabs Wässerle wechschilda, solang mer ka anders had“. Die hohenlohischen Realisten greifen nicht so rasch nach den Sternen, sie stellen sich den Mängeln der Wirklichkeit: „S raachd in jeder Kich, aa im Pfarr seirer“.

Weil Hohenloher Frauen und Männer wissen, wie leicht Ideale ins Gegenteil umkippen, warnen sie vor Übertreibung: „Zu guad isch a Schdigg vun dr Liaderlichkeit“. Sie haben sogar Verständnis für Unehrlichkeit in Notlagen: „A ehrliche Liach schood nix“, und „a guade Ausreid isch drei Badza weard“. Aber sie machen Lüge und Betrug nicht zum Prinzip.

Das sieht man besonders gut an einer Hohenloher Anekdote, in der sich Gerechtigkeitsgefühl und Selbstironie verbinden. Ein Förster verfolgt einen Wilderer. Schließlich muß er sich atemlos vor einem großen Misthaufen hinwerfen. Dem Wilderer geht es ähnlich. Er will am anderen Ende des Haufens neue Kräfte sammeln. Als er sich erholt hat, rennt er nicht einfach davon, sondern fragt den Förster: „Sou, wolle mer jetzt widder?“<sup>10)</sup>

Wo man trotz gewissem Optimismus die Grenzen des eigenen Könnens und die Un-

zulänglichkeit der Welt realistisch anerkennt wie in Hohenlohe, haben Humor und Selbstironie ihren Platz. „Im Fordera howwe Glegg“, sagt der Bauer, wenn der Markt schlecht geht. Wer vor einer Gefahr flieht, ironisiert sich und die übertriebenen Erwartungen der Mutigen: „Engschd howwe kaane, awwer schbrin ga kou e“. Selbst vor dem Tod verstummt der Humor nicht: „Was hilft mi di schenschd Leichd, wenn i da Doada macha muß?“ Karl Julius Weber wünschte sich folgende Grabinschrift:

„Hier liegen meine Gebeine,  
Ich wollt', es wären Deine“.<sup>11)</sup>

Die sprachliche Analyse des Hohenlohischen bringt wichtige Hinweise auf die Besonderheit der Menschen. Aber sie erklärt noch nicht, wie es dazu kam. Man darf außerdem nicht vergessen, daß seit der württembergischen Annexion viele Neubürger zugezogen sind und das Bild verändern.

### Diplomatie und Höflichkeit

Wer die Eigenart der Hohenloher erforschen will, hat mit weiteren Schwierigkeiten zu tun. Die schriftlichen Quellen stammen fast alle aus der Feder von Altwürttembergern. Diese legten ihrer Beurteilung einfach ihre eigenen Wertmaßstäbe zugrunde, die sie weithin absolut setzten. Die Hohenloher kamen weder preußischen Untertanengeist noch altwürttembergischen Verwaltungsrigorismus. Sie waren traditionell nach Wien orientiert und hielten sich entsprechend an das Österreichische Tugendsystem und nicht an das pietistisch-württembergische oder das kantianisch preußische. Das galt besonders für den Ordensstaat. Riehl bemerkte dazu: „Mergentheim hat mit Altwürttemberg nichts zu schaffen ... Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzöge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Österreich hinüber“.<sup>12)</sup>

In Preußen wollte Friedrich der Große im Gegensatz zum Absolutismus Ludwigs XIV. nicht persönlich seinen Staat verkörpern, sondern nur dessen erster Diener sein. Aber er erwartete von seinen Untertanen, daß sie ebenfalls als Diener ihre Pflicht gegenüber diesem unpersönlichen Staat erfüllten. Maria There-

sia dagegen wünschte als Herrscherin, die erste und allgemeine Mutter ihrer Völker zu sein. Es ging ihr vor allem um menschliche Beziehungen. So hatten auch in Hohenlohe persönliche Beziehungen Vorrang vor abstrakt-staatlichen oder vor pietistisch-württembergischer Pflicht. Denn es gab hier weder absolutistische Herrscher noch einen modernen Verwaltungsstaat. Das war aber den Altwürttembergern fremd. Deshalb sind ihre Darstellungen oft parteiisch und abwertend. So entstand im 19. Jahrhundert ein Bild des Hohenloher, das schließlich zum einfachen Klischee vom lebenslustigen und schlitzohrigen Völkchen gerann, dem es aber an Fleiß und Moral ebenso gebrach wie an tieferer Geistigkeit und Frömmigkeit.

Bis heute gibt es einen Wust aus Vorurteilen. Die Mißverständnisse und Fehlurteile lassen sich durch historische Prägungen erklären. Denn die Unterschiede zwischen Altwürttembergern und Franken waren und sind groß. Die hohenlohische Kultur ist zum großen Teil aus politischer Schwäche entstanden: Ohnmacht wurde verwandelt in Stil und Selbstbewußtsein. Bei den Württembergern dagegen siegte während der Mediatisierung ein machtpolitisch geschickt taktierender Mittelstaat über einige kleine Fürsten und Städte. Das gab ein selbstverständliches Überlegungsgefühl.<sup>13)</sup>

Zur Machtfrage kamen wirtschaftliche und religiöse Gegensätze. In Hohenlohe lebten wohlhabende und daher selbstbewußte Bauern, die ihre Anwesen modern bewirtschafteten und ungeteilt an ihre Erben weitergaben. Die württembergischen Höfe wurden dagegen wegen der Realteilung im Erbgang immer kleiner, und die Bauern konnten nur mit Fleiß und Sparsamkeit ihr bescheidenes Leben fristen. Arbeit und Besitz hatten aber auch aus religiösen Gründen jeweils einen anderen Stellenwert. Altwürttemberg war evangelisch und pietistisch geprägt. Erfolg und Besitz galten, verstärkt durch die Armut, als Gnade Gottes. Man durfte deshalb nicht damit protzen oder gar das Geld bei Vergnügungen ausgeben, sonst folgte die Strafe Gottes.

Ein typisches Beispiel für diese Haltung zitiert der Pfarrer und Volkskundler Dieter Narr in seiner Untersuchung über den würt-

tembergischen Pietismus. Die Ehefrau eines Schmieds und Mutter von zehn Kindern spricht zu ihrem Sohn, als er das Felleisen zur Reise schnürt, die klassischen Worte: „Von Gott aber erbitten ich, daß er dich, lieber David, gleich beim ersten Tanz, zu welchem du dich etwa verleiten läßt – einen Fuß brechen lasse“.<sup>14)</sup>

Ganz anders in Hohenlohe. Hier gab es eine starke katholische Minderheit, und die fränkischen Protestanten standen dem Pietismus fern. Sie freuten sich deshalb ihres Vermögens, feierten Kirchweih, aufwendige Hochzeiten und Taufen und sparten nicht einmal beim Leichtrunk. Befremden, ja Empörung ergriff die Altwürtemberger angesichts von so viel Geldverschwendug und Unmoral. Deshalb galten die neuen Landstriche als Galiläa der Heiden. Zwar mußte man den Hohenlohern Kirchentreue zugestehen, denn sie besuchten laut Statistik fleißiger Gottesdienste und Abendmahl als die Altwürtemberger, aber Frömmigkeit sprach man ihnen schlichtweg ab. So noch Lämmle: „Der Franke ist kirchlich, der Schwabe ist fromm“.<sup>15)</sup>

Vor diesem Hintergrund läßt sich manches moralische Fehlurteil berichtigten. Die Württemberger wohnten in einem geschlossenen Staat meist weitab des Herrschers. Da konnte man leichter ein offenes Wort riskieren als in Hohenlohe. Dort war man auf vorsichtiges Taktieren angewiesen wegen vielseitigen und wechselnden Abhängigkeiten. Selbständige Politik war allenfalls in engen Grenzen mit Geld und der Hilfe des Reichskammergerichts möglich. Daher durfte man niemand provozieren. Den Untertanen ging es nicht anders. Oft waren sie von verschiedenen Herrschaften abhängig oder wohnten auf einem politischen Flickenteppich, wo ihr schwacher Herr sie nicht genügend zu schützen vermochte. Sich „bolidisch“, also taktisch klug zu verhalten, war eine Frage des Überlebens. Höflichkeit konnte dabei nur nutzen.

Die Nähe der Adelshöfe, in deren Dienst viele ihr Brot verdienten, tat ein übriges. Sie erzwangen Höflichkeit, wirkten aber auch als Vorbild. Die Hohenloher übernahmen sie. Ihre Höflichkeit kann daher taktische Vorsicht sein, ist aber meist Ausdruck der Achtung vor der Würde des Mitmenschen. Des-

halb will auch der „gmaa Mou“, der „gemeine Mann“, wie man früher sagte; zuvorkommend behandelt werden. Er erwartet von Honoratioren und Politikern, daß sie „gmaa“, d. h. leutselig sind, also mit ihnen als mit ihresgleichen umgehen. Sie wollen ernst genommen werden und mitreden dürfen: „Auch der geringste Mann erwartet, daß man ihn grüßt, mit ihm spricht, ihm allenfalls auch Auskunft gibt über das Treiben der ‘Herren’... Wer sich ... ‘gmah’ (gemein) machen kann, d. h. sich zu ihnen herunterläßt und sich freundlich gegen sie zeigt, der hat es bei ihnen gewonnen. Aber im Augenblick, ohne daß man ihnen weh zu tun beabsichtigt oder sie beleidigen will, fühlen sie sich auch verletzt. Ehrgeiz und die schon berührte Selbstschätzung kleben jedem in hohem Grade an“.<sup>16)</sup>

Diese Empfindlichkeit spielt bei Wahlen noch heute eine wichtige Rolle und erklärt, weshalb in Hohenlohe Personen mehr Gewicht haben als Parteiprogramme, erklärt aber auch die Anfälligkeit gegenüber geschickten Demagogen. Aus dem gleichen Grund hat der Hohenloher kein Weib wie der Schwabe, sondern eine „Fraa“, also eine Frau. Auch der Bauer und Arbeiter ehrt seine Angetraute mit der Anrede, die einstens den adeligen Damen vorbehalten war.

Das alles hat seine Ursachen. Die Hohenloher hatten keine landständische Vertretung. Deshalb mußten sie jeweils selbst mit den Beamten oder gar dem Hof verhandeln. Der Fürst beziehungsweise die reichsstädtische oder eine andere Obrigkeit waren Gesprächs- und Verhandlungspartner, oft sogar Geschäftspartner. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür gab es im Langenburg des 18. Jahrhunderts. Der Graf und spätere Fürst Ludwig mußte den Ostflügel seines Schlosses erneuern, hatte aber nicht genügend Geld. Da er kein absoluter Herrscher war und auch nicht sein wollte, konnte er nicht einfach die Steuern erhöhen. Aber er fand 151 private Geldgeber, die ihm gegen Zins die nötige Summe liehen. Der Landesherr wurde gewissermaßen zur Sparkasse seiner Untertanen.<sup>17)</sup> Solche vertrauliche Zusammenarbeit schärfte auf beiden Seiten den Blick für das Mögliche und bewirkte neben Anpassungsfähig-

keit auch geistige und sprachliche Beweglichkeit. Schon Pfarrer Mayer rühmte das.<sup>18)</sup>

Ihre Machtlosigkeit zwang die Hohenloher Städte wie die kleinen Fürstentümer zur Anstellung von unverhältnismäßig vielen Juristen. Denn nur so konnte man zu seinem Recht kommen. Das prägte das Verhalten und das geistige Klima. Früchte dieser Erfahrung waren Rücksicht und das Streben nach Ausgleich. Leben und leben lassen ist daher für den Hohenloher ein fast selbstverständlicher Grundsatz.<sup>19)</sup> Das bedeutet keine Gleichgültigkeit und keinen Verzicht auf das eigene Recht. Ihre geschichtliche Prägung machte die Hohenloher zu ausgesprochenen Liberalen.

Die hohenlohische Liberalität und Höflichkeit kann von Landesfremden allerdings als unehrlich mißverstanden werden. Hohenloher hören zu, ohne gleich Position zu beziehen. Daher entsteht manchmal der falsche Eindruck, sie stimmten zu. Dabei wollen sie nur einen Sprecher ernst nehmen oder ihm wenigstens das Gefühl geben, ernst genommen zu werden. Als während der Zeit der Schulreform in den sechziger Jahren ein hoher Ministerialbeamter in einer Hohenloher Gemeinde seine Pläne vortrug, hörte er keinen Widerspruch, sah aber manchmal beifälliges Nicken. Erst nach der Veranstaltung erfuhr er zufällig den wahren Sachverhalt, als ein Besucher zu einem anderen sagte: „Du, i glaab, der glaabd, mir glaawem“ (Du, ich glaube, der glaubt, wir glauben ihm).<sup>20)</sup> Eine kluge Frau erweiterte diesen Satz zur Charakterisierung eines modernistischen Pfarrers: „I glaab, der glaabd, mir glaawa, er glaab“.

## Das Schlitzohr

Nichthohenloher und Hohenloher sind sich einig, daß wir Schlitzohren seien. Das patriarchalische System vor der württembergischen Besetzung kannte noch keine bürgerferne Verwaltung, auch kein einheitliches Recht für alle Untertanen. Diese richteten ihre Bitten direkt an den Hof, erwarteten entsprechend der Rechtslage persönliche Entscheidungen und suchten ihrem Glück nachzuhelfen. Es ging nicht um Bestechung, sondern zusätzlich zum Recht auch um die individuelle Lage. Durch geschicktes Verhandeln konnte man eine

angemessene Lösung erreichen. So entwickelten sich schlitzohrige Fähigkeiten.

Die uns schon bekannte indirekte Redeweise hängt eng mit Schlitzohrigkeit zusammen. Man kann den Gegner mattsetzen, aber auch einmal die eigene Haut retten, indem man die Wahrheit verschlüsselt sagt. So in der Geschichte eines hohenlohischen Stallknechts bei König Friedrich I., dem das hervorragend gelingt. Niemand wagt, dem König den Tod seines Leibrosses zu melden. Der Hohenloher traut sich, bringt mit einem taktischen Meisterstück dem König die Wahrheit bei, ohne sie zu nennen, und endet: „I will nix gscoocht howwe! Awwer wenn's e Schimmel sai' soll, muß dr Herr Kenich en naie Gaul kaafe“.<sup>21)</sup>

Eine Hausinschrift, von der Mergentheimer Oberamtsbeschreibung überliefert, gibt geradezu eine Anweisung für richtiges hohenlohisches Verhalten:

„Es ist auf Erden keine bessere List,  
Als wer seiner Zunge ein Meister ist.  
Viel wissen, wenig sagen,  
Nicht antworten auf alle Fragen.  
Einen jeden sein lassen, wer er ist,  
So wirst auch du bleiben, wer du bist“.<sup>22)</sup>

Zur Schlagfertigkeit gibt es viele Anekdoten, so die folgende, die ich von meinem Vater kenne: Als der letzte württembergische König Hohenlohe besuchte, bemerkte er ein vom Unkraut Hederich völlig überwuchertes Getreidefeld. Von der gelben Pracht beeindruckt, lobte er die Fruchtbarkeit des Landes und fragte den Eigentümer nach dem Namen der vermeintlichen Nutzpflanze. Wie aus der Pistole geschossen antwortete dieser: „Ackersenf, Euer Majestät“, und verried so eine Blamage des Königs und seiner selbst.

Das Schlitzohr beherrscht die Kunst des Relativierens. Als vor wenigen Jahren ein gestandener Schulrat noch promovierte, fragte ihn ein hällischer Nachbar nach dem Grund. Die Erklärungsversuche tat er mit einem einzigen Satz ab: „I glaab, sou a Doggder mehd sich halde aa uff em Groobschdaa a bißle besser“.<sup>23)</sup>

Daß die Fähigkeit zu Ironie und Selbstironie besonders beim Übergang an Württemberg nötig war, aber auch, als Hohenlohe fünftes Rad am Wagen wurde, zeigt eine Schrozberger Episode. Als ein Erlaß befahl,

den neuen König in die Kirchenfürbitte einzubeziehen, leitete der Pfarrer das Gebet so ein: „Sintemal wir, was wir um unserer schweren und immerwährenden Sünden nicht besser verdient haben, württembergisch geworden sind, erheben wir uns ... und bitten für den König“.<sup>24)</sup> Zwar war damit der Befehl des Königs befolgt, doch die württembergische Annexion wurde als Strafe Gottes bezeichnet. Wie mußte es da erst um Württemberg stehen! Denn wäre dieses Land von Gott geliebt, dann wären die Schrozberger ja ausgezeichnet, aber nicht bestraft worden. Und der König als Exponent dieses Staates bedurfte der Fürbitte der bestraften Sünder. Was für ein Mensch mußte das sein! So konnten sich die Benachteiligten wenigstens ein seelisches und geistiges Ventil schaffen, damit der Überdruck nicht zu groß wurde. Schlitzohrigkeit wurde zum Mittel, um den persönlichen, wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebensraum zu erhalten oder zu erweitern. Daß dabei im Protest auch schlimme Fehler gemacht wurden, läßt sich nicht leugnen. Das wertet die Hohenloher Schlitzohrigkeit nicht ab, denn sie weiß selbst, daß sie fehlbar ist.

### *Wohlstand und Freude am Besitz*

Ich habe bereits den Wohlstand der Hohenloher erwähnt. Der Literat Weber schilderte ihn rückblickend im württembergischen Landtag: „In den 1790er Jahren spielten die Bauern mit französischen Laubtälern, die der Viehhandel brachte, die jetzt Gott danken für württembergische Sechser!“<sup>25)</sup> Besitz prägt den Lebensstil, auch noch dann, wenn der Wohlstand zurückgeht. Die Prägung bleibt.

Ein Vergleich in der Haller Oberamtsbeschreibung macht den Unterschied zwischen Schwaben und hällischen Franken plastisch sichtbar. Durch die häufigen Besuche der Stadt habe sich ein „Verhältnis von äußerster Traulichkeit zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes gebildet, welches um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, als bekanntlich der Altwürttemberger das Kreuz macht, wenn er einmal Geschäfte halber zur Stadt muß, und sein Geld vierzigmal im Beutel umkehrt, bis er etwas Notdürftiges verzehrt, und dann maulend über schlechte

Geschäfte und schweren Verbrauch heimfahrt, wogegen der hall'sche Bauer mit Frau und Töchterlein ein bis zwei Flaschen nicht zu verachtenden Weins, nebst Kraut und Fleisch und einigen Würsten zu sich nimmt, ein Ähnliches an Bier obendrauf setzt, und dann mit sinkender Sonne, oft noch etwas später, auch zum schlechtesten Markt ein höchst vergnügtes Gesicht machend, mit Beachtung der gehörigen Stationen nach Hause kutschiert“.<sup>26)</sup> So der Chronist. Gottlob Haag berichtet Ähnliches aus Wildentierbach.<sup>27)</sup>

Für den Hohenloher ist es eine sprichwörtliche Selbstverständlichkeit, daß der Sparer einen Vertuer haben muß. Er kann großzügig sein. „Essed un drinked un schiawed aa ei“, das hören die Gäste bei jedem Fest. Ganz anders dagegen der Witz von den schwäbischen Alpinisten, die in eine Gletscherspalte gefallen waren. Als die Rettungsmannschaft sie gefunden hatte, rief diese beruhigend hinab: „Hier ist das Schweizer Rote Kreuz!“ darauf tönte es herauf: „Mir gäba nix!“

Die Hohenloher halten „ihr Sach“ zusammen wie andere Menschen und suchen es zu mehren. Aber sie leben nicht, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben. Und sie sind nicht geizig. Ein Knicker ist ihnen zuwider, zumal wenn dieser auch noch Arbeit, Sparsamkeit und Geiz als religiös oder asketisch gefärbte Tugenden preist. Für solche Menschen haben sie nur Spott und Hohn: „Schafffa, schboora, nix verhaua / d' Kadz verkaafa, selwer mausa“.

Der Hohenloher ist ganz anders. Er will schon auf Erden seine Freude haben, nicht erst im Himmel. „Korze Breddich un lange Vescher mooch mer gäara“. Diese Redewendung setzt eigene Akzente. Die moralische Aufrüstung, flott gesagt, fällt nicht aus. Man mag sie sogar sehr. Aber nicht, wenn sie sich breit macht, gar als Verzichtstheologie oder Weltverleugnung. Gott ist nicht begrenzt auf die Predigt am Sonntag, er schenkt sich auch in den langen Vespersn, die als Zwischenmahlzeiten neue Kraft geben für die Arbeit. Lebensfreude ist ein wesentliches Element der Hohenloher Kultur. Gott ist nicht eingesperrt in der Kirche, und er ist nicht der Herr der Knausrigen, Duckmäuser und Verklemmten.

Zum Besitzstreben gehört für den Hohenloher auch die Besitzfreude, und zwar die öffentliche. Die Altwürttemberger dagegen entfernen das Typenschild am Mercedes, mögen den Reichtum nicht zeigen. In Hohenlohe wollte der Kuhbauer Ochsenbauer werden und dieser Gaulbauer.<sup>28)</sup> Der Wille zum Aufstieg war also Motor des wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts. Das ist auch heute noch so, und zwar nicht bloß beim Bauern. Bei Handwerk, Verwaltung und Industrie ist es nicht anders. Montagetrupps mit kleinen oder alten Autos fühlen sich benachteiligt, und ein bekanntes Unternehmen steigert laufend Größe und Umsätze, weil es für erfolgreiche Mitarbeiter öffentlich sichtbare Auszeichnungen gewährt, Statussymbole für den Aufstieg. Es scheint nur wenige Deklassierte zu geben. Der Blick geht nach oben wie einst beim Kuhbauer. Die Hohenloher Einstellung verbreitet sich allerdings und wird allmählich zur allgemeinen Haltung in unserer Republik.

### *Tradition und Fortschritt*

Ländliche Gegenden gelten als konservativ, zumal wenn sie fruchtbar und schön sind. Beides kann man Hohenlohe nicht absprechen. Ein Journalist empfindet es so: „Heuduft, Milch- und Stallgeruch ohne den Gestank der Überdüngung. Die Tränken sind sauber, die Becken grün von Algen und Wassergräsern ... Bauerngärten wie aus des Knaßen Wunderhorn ... Irgendwann die Ahnung, daß dergleichen wohl ‘deutsch’ sein müsse“.<sup>29)</sup>

Aber das altfränkische Kolorit täuscht. Theodor Heuss charakterisierte die Hohenloher als „gescheit, lebhaft, aufgeweckt, etwas rechthaberisch und selbstbewußt“.<sup>30)</sup> Aus solchem Holz schnitzt man nicht nur treue Bewahrer des Überlieferten. Die Hohenloher hielten zwar am Alten fest und zeigten ihren Herrschaften Anhänglichkeit, sofern die gut regierten. Natürlich brauchten alle den Kaiser als Schutzherrn, und daher waren sie reichstreu. Die Mergentheimer hofften noch im Dezember 1813 auf kaiserliche Hilfe gegen den württembergischen König. Eigenhändig zogen die Einwohner die Kutsche des österreichischen Monarchen in ihre Stadt. Und eine Gruppe von Honoratioren schickte wenige Wochen später heimlich einen Bittbrief an

den Kaiser: Wir strecken „unsere hilflosen Arme empor und bitten und flehen dringendst, uns zu erlösen aus dem tiefsten Abgrunde des menschlichen Elends, um uns zu retten vor dem Spotte, dem Hohne und all den namenlosen Bedrückungen, die unsere Gegner aus persönlichem und Religionshaß uns gewiß bereiten würden, wenn Allerhöchstdieselbe sich unser nicht erbarmen“.<sup>31)</sup>

Diese konservative Haltung mag in mancherlei Brechungen bis ins 20. Jahrhundert weitergewirkt haben. Aber das eigene Recht, das eigene Denken setzte der Tradition Grenzen. Rebellionen, ja Revolutionen fanden ihre Anhänger. Der Bauernkrieg mit den Führern Wendel Hippler und Götz von Berlichingen stand am Anfang der Neuzeit. Die Öhringer Bürger erzwangen gegen ihre Herrschaft die Reformation, ihre Bauern liebäugelten mit der Französischen Revolution, die Deutschordensbauern bei Mergentheim revoltierten 1809 gegen Württemberg, und 1848 standen die Öhringer und Haller entschieden auf Seiten der Revolution. Die Haller waren so großdeutsch und republikanisch, daß württembergische Truppen die Stadt besetzten.

Der Unkundige mag überrascht sein, daß sich gerade in der abgelegenen Provinz solche weltoffenen Aktivitäten entfalteten. Aber diese galten nicht bloß der Politik. Die Reform der Landwirtschaft machte Hohenlohe im 18. Jahrhundert führend in Deutschland, vernachlässigte allerdings die Industrie im Fürstentum Hohenlohe. Dafür waren die Ansabacher und Preußen auf diesem Gebiet im Crailsheimer Raum rege. In Hall wurde der erste Gesangverein und der zweite Gewerbeverein des Königreichs gegründet. Neben einem Gymnasium erlaubte sich die Stadt auch noch eine Oberrealschule und eine höhere Mädchenschule und wurde so zum Zentrum über Nordostwürttemberg hinaus. Früh entstanden landwirtschaftliche Vereine und in Kupferzell gar das erste genossenschaftliche Lagerhaus des Landes, das bis Ungarn und Serbien Vorbild wurde und heute im Hohenloher Freilandmuseum besichtigt werden kann. Insoweit ist das Urteil von Theodor Heuss historisch begründet.

Wie sah es mit dem Selbstbewußtsein der Hohenloher aus? Ein früher Zeuge, Pfarrer

Mayer, rühmte: „In unserem Land hat der Untertan einen wirklichen Wert. Man sucht und erhält ihn“.<sup>32)</sup> Der Philosoph und Schriftsteller Weber bestätigte das Jahrzehnte später: „Es gereicht den Fürsten zur Ehre, daß das Volk ihnen noch sehr ergeben ist und gerne von der alten patriarchalischen Verfassung und dem früheren Wohlstande spricht, denn die Fürsten waren meist wahre Väter ihrer kleinen Ländchen“.<sup>33)</sup> Glöckler berichtet Ähnliches von Mergentheim.<sup>34)</sup> Diese persönliche Beziehung wie zwischen Vater und Kindern gab den Hohenlohern Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, so daß Öhringer Bauern sogar vor dem Reichskammergericht mit ihrer Obrigkeit prozessierten. Im absolutistischen Altwürttemberg wäre das kaum möglich gewesen. Dort drohten der Hohenasperg und der Hohentwiel. In Hohenlohe aber saßen die Bauern wie kleine Könige auf ihrem Besitz, „jedem seine Ehre gebend ... aber auch für sich die gebührende Ehre erwartend“<sup>35)</sup>, wie ein Chronist berichtet.

Fühlte beziehungsweise fühlt sich der Hohenloher in seiner Würde verletzt, dann gibt er seine bedächtige Haltung auf. Denn der Franke liebt, wie ein Beobachter sagt, „die Opposition bis auf einen gewissen Grad. Selbst redegewandt, läßt er sich von keiner Partei durch einen Bruder Redner auf die Dauer fesseln, er hält mehr auf Taten und Tatsachen, auf persönliches Auftreten und Haltung“.<sup>36)</sup> Das gilt auch noch heute. Die Bereitschaft der Hohenloher zu Protestwahl oder Bürgerinitiative ist offensichtlich.

## Harmonie und Schönheit

Daß der Franke Geselligkeit liebe, leichteres Blut, fröhlichen Sinn und Lebenslust habe, ist allgemein in der Literatur zu finden. Die Fröhlichkeit der Hohenloher beruht vor allem auf Ausgeglichenheit und Gelassenheit. Diesem Streben nach Harmonie entspricht ein Wunsch nach Schönheit, nach der Verbindung von Nützlichem und Schöinem. Der Wahlhohenloher Gerhard Nebel sieht das im ganzen Land und führt es auf Freiheit von Druck zurück: „Reiz der Buntheit, Ausleben der Nuancen, etwas Ungedrücktes, Ungestrafftes, organisch und nicht organisiert, Behagen, das sich wohlig gehen läßt und dessen sich

weder Preußen noch Österreich rühmen konnten, freilich nur möglich, weil diese zentralisierten Staaten den Schutz übernahmen“.<sup>37)</sup>

Die Hohenloher hatten von Schöntal bis Schillingsfürst, von der Comburg bis Mergentheim viel Schönes vor Augen und übernahmen es, vor allem die barocke Repräsentation. Selbst Ochsenjoche und Mausefallen erhielten ihre Farbe. Einen Fehler beim Pflügen empfand noch meine Generation als peinlich. Es war ein Kunstfehler im doppelten Sinn: Schönes und Nützliches sind gleichrangig. Das Harmoniebedürfnis bestimmt aber auch Industrie und Gewerbe in Hohenlohe. Man findet überdurchschnittlich viele Betriebe, die keinen Betriebsrat haben. Dazu gehört eine Weltfirma.

Doch gab und gibt es auch Angst, Depression und eine hohe Zahl an Selbstmörtern in Hohenlohe. Neben erblicher psychischer Belastung ist die Ursache wohl vor allem die wirtschaftliche Strukturkrise, die bei uns schon über 150 Jahre dauert. Weil der Hohenloher trotz aller Freundlichkeit niemand gerne in sein Herz sehen läßt, muß er gerade heute vieles mit sich selbst ausmachen. Deshalb bemüht er sich um Form und Ausgleich. Damit will er seinem Leben Ordnung geben in einer unverlässlichen Zeit. Und das gibt ihm die Freiheit zur Lebensbejahung: Es ist Heiterkeit auf dem Grunde der Schwermut.

Die Hohenloher haben keine Hauptstadt. Das hat auch seinen Segen. Der kulturelle Reichtum und die Vielfalt des Lebens überraschen uns immer wieder als ein letzter Nachklang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Riehl hat das im Taubertal beobachtet: „Ein Gang durch das Taubertal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durchs alte Reich“.<sup>38)</sup> In den Hohenlohern spiegelt sich noch etwas von dieser Vergangenheit. Daher kann man sie auch nicht auf einen einfachen Nenner bringen. Der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer läßt in seinem Versroman „Huttens letzte Tage“ diesen fränkischen Mann des Geistes und der Politik sagen, was auch heute noch für die Hohenloher gilt:

„Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch,  
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“.<sup>39)</sup>

## Anmerkungen:

Dieser Essay ist eine einerseits gekürzte und andererseits ergänzte und erweiterte Fassung meiner Untersuchung „Die politische Kultur Hohenlohes“. Sie ist erschienen in dem Buch von Otto Bauschert (Hrsg.): *Hohenlohe*. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart, Berlin, Köln 1993, S. 141–167.

- <sup>1)</sup> Rentschler, Adolf: *Zur Familiengeschichte des Reformators Johannes Brenz*. Tübingen 1921, S. 72.
- <sup>2)</sup> Weber, Karl Julius: *Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*. 1. Band. Stuttgart <sup>2</sup>1834, S. 316 f.
- <sup>3)</sup> Schrader, Wilhelm: *Bamm alte Gäwele*. Stuttgart, Berlin, Leipzig. 4. Auflage o. J., S. 145.
- <sup>4)</sup> Glöckler, Johann Philipp: *Land und Leute Württembergs in geographischen Bildern dargestellt*. 3. Band. Stuttgart 1863, S. 114.
- <sup>5)</sup> Beschreibung des Oberamts Mergentheim. [Hrsg. von dem K. statistisch-topographischen Bureau.] Stuttgart 1880. Neuauflage Magstadt 1968, S. 2 ff.
- <sup>6)</sup> Riehl, Wilhelm Heinrich: *Ein Gang durchs Taubertal. [Von Rothenburg bis Wertheim.]* Bearbeitet und erläutert von Carlheinz Gräter. Neckargmünd/Heidelberg 1967, S. 11.
- <sup>7)</sup> Riehl (wie Anm. 6), S. 14.
- <sup>8)</sup> Wunder, Gerhard; Lenckner, Georg: *Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600*. Stuttgart und Köln 1956, S. 78 ff.
- <sup>9)</sup> Schrader (wie Anm. 3), S. 9 f.
- <sup>10)</sup> Mattes, Wilhelm (Hrsg.): *Öhringer-Heimatbuch*. Nachdruck der Originalausgabe von 1929. Öhringen 1987, S. 392.
- <sup>11)</sup> Weber, Karl Julius: *Demokritos oder die hinterlassenen Papiere eines lachenden Philosophen*. 12. Band. Stuttgart <sup>6</sup>1859, S. 398.
- <sup>12)</sup> Riehl (wie Anm. 6), S. 32.
- <sup>13)</sup> Griesinger, Theodor: *Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet*. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1866. Frankfurt am Main 1978, S. 309.
- <sup>14)</sup> Narr, Dieter: *Studien zur Spätaufklärung im deutschen Südwesten*. Stuttgart 1979, S. 48.
- <sup>15)</sup> Lämmle, August: *Die Reise ins Schwabenland*. Stuttgart <sup>4</sup>1937, S. 77.
- <sup>16)</sup> Glöckler (wie Anm. 4), S. 150.
- <sup>17)</sup> Taddey, Gerhard: *Barockbau im Kleinterritorium*. In: *Barock in Baden-Württemberg. Katalog der Ausstellung in Schloß Bruchsal*. Band
- <sup>18)</sup> Mayer, Johann Friedrich: *Lehrbuch für die Land- und Haußwirthe in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Haußwirtschaft des Hohenlohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell*. Nürnberg 1773. Faksimiledruck mit einem Nachwort von Dr. h. c. Karl Schumm. Schwäbisch Hall 1980, S. 37.
- <sup>19)</sup> Beschreibung des Oberamts Mergentheim (wie Anm. 5), S. 119.
- <sup>20)</sup> Mündliche Mitteilung von Dr. Hermann Müller, [Landrat des früheren Landkreises Schwäbisch Hall], Landtagsabgeordneter und Finanzminister des Landes Baden-Württemberg.
- <sup>21)</sup> August-Lämmle-Lesebuch. Ein schwäbisches Hausbuch. Mühlacker <sup>3</sup>1977, S. 217.
- <sup>22)</sup> Beschreibung des Oberamts Mergentheim (wie Anm. 5), S. 122.
- <sup>23)</sup> Lauser, Rudolf: *Manuskript der Antrittsrede als Leiter des Staatlichen Schulamts in Schwäbisch Hall am 26. Januar 1989*.
- <sup>24)</sup> Schlauch Ingaruth und Rudolf: *Der unversiegte Brunnen. Heitere Geschichten aus Hohenlohe. Gerabronn und Crailsheim* <sup>5</sup>1973, S. 127.
- <sup>25)</sup> Weber (wie Anm. 2), S. 318.
- <sup>26)</sup> Moser: *Beschreibung des Oberamts Hall*. [Hrsg. von dem K. statistisch-topographischen Bureau.] Stuttgart und Tübingen 1847. Neuauflage Magstadt 1969, S. 44.
- <sup>27)</sup> Haag, Gottlob: *Und manchmal krähete der Wetterhahn*. Bergatreute 1992, S. 60.
- <sup>28)</sup> Beschreibung des Oberamts Mergentheim (wie Anm. 5), S. 122.
- <sup>29)</sup> Metken, Günter: *Im Hohenlohischen*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. März 1989, Nummer 54.
- <sup>30)</sup> Zitiert nach Gräter, Carlheinz: *Im grünen Licht Hohenlohes*. Stuttgart <sup>4</sup>1989, S. 78.
- <sup>31)</sup> Gräter, Carlheinz: *Bad Mergentheim*. [Portrait einer Stadt.] Bad Mergentheim 1972, S. 133.
- <sup>32)</sup> Mayer (wie Anm. 18), S. 273.
- <sup>33)</sup> Weber (wie Anm. 2), S. 317.
- <sup>34)</sup> Glöckler (wie Anm. 4), S. 135
- <sup>35)</sup> Beschreibung des Oberamts Crailsheim. Stuttgart 1884, S. 108.
- <sup>36)</sup> Beschreibung des Oberamts Künzelsau. Stuttgart 1883, S. 116.
- <sup>37)</sup> Zitiert nach Gräter (wie Anm. 30), S. 15.
- <sup>38)</sup> Riehl (wie Anm. 6), S. 6.
- <sup>39)</sup> Meyer, Conrad Ferdinand: *Huttens letzte Tage*. Leipzig o. J., S. 30.